

Heimat und Solidarität Nehmen Geflüchtete unser Land mitunter zärtlicher und schöner wahr als wir selbst? Am Beispiel Berlins: Widad Nabi ist eine syrisch-kurdische Lyrikerin. Ihr antwortet die Autorin Annett Gröschner

Die Liebe ist einfach

Hymne Berlin ist keine Stadt, die feste Zugehörigkeiten braucht. Das ist es, was sie für mich so schön macht

Seit fast zwei Jahren lebe ich in Berlin. Zwei Jahre nur, und schon fließen die Spree und die Havel vom Norden zum Süden meines Herzens. Dort, wo ich an ihren Ufern sitze, löst sich das Salz der Flucht und der Agais von meiner hellbraunen Haut und meiner Erinnerung ab. Das Leid, das wie Flechten und Meeressalgen auf meinem Körper und in meinen Augen gewachsen ist, wird abgelöst durch die Schönheit der Nachfalterorchidee, die in den Berliner Straßen, Cafés und Buchläden blüht.

Obwohl es nur zwei Jahre sind, habe ich in Berlin so viele Erinnerungen angesammelt wie eine Deutsche, die allmählich auf die neunzig zugeht.

Trotz all dieser schönen Erinnerungen habe ich große Angst, dass Berlin mir abhandkommen könnte wie meine Heimatstadt Kobani und Aleppo, wo ich aufgewachsen bin. Niemand gibt seine Städte freiwillig auf, Städte werden geraubt.

Nach Pearl Harbour haben die Amerikaner Japaner, die in den amerikanischen Städten lebten, interniert. Und warum? Weil der Krieg herzlos ist. Für die Regierung ist die Zugehörigkeit abhängig von Hautfarbe und Aussehen. Sie erkennen weder die Liebe an, die ein Fremder für ihre Städte empfindet, noch die Erinnerung, die er mit ihnen verbindet. Dabei waren es diese Städte, die den Fremden in seiner Not und den schwierigsten Zeiten seines Lebens aufgenommen haben.

Weil ich nicht an Kriege, Nationalitäten, Rassen und Grenzen glaube, schreibe ich heute über Berlin, auch wenn ich nur eine vorübergehende Einwohnerin dieser Stadt bin. Ich schreibe für die, die eines Tages, vielleicht Jahrzehnte später, die Stadt besuchen werden; dann, wenn ich nur noch eine Handvoll Knochen auf irgendeinem Friedhof bin. Ich schreibe einen Liebesbrief als Freundin, als Dichterin, als Einwanderin und als Geflüchtete, die um ihrer Kinder willen von einer Welt ohne Landkarten träumt. Ich schreibe für alle Kinder, die noch nicht geboren sind.

Ein paar Meter vom Checkpoint Charlie entfernt, in der Nähe der Berliner Mauer, bleibe ich stehen, um Fotos von mir zu machen. Dort versuchte der damals achtzehnjährige Peter Fechter, die Mauer nach Westen zu überwinden, um in der Freiheit zu leben, von der zahlreiche Völker immer noch träumen, aber er starb im Todesstreifen zwischen Ost und West. Der Tod lauerte in Form einer Kugel auf seine Niere.

An dieser grausamen Mauer stand ein Henker. Sie war nicht nur aus Zement und Metall, sondern zerstörte Träume, Liebe und Erinnerungen. Später verwandelte sie sich zu einer bunten Mauer, an der die Besucher von Berlin lächelnd Erinnerungsfotos machen, als ob sie gehen wollten: Die alten Schmerzen sind überwunden. Zum Krieg sagen sie: Wir haben für Peter Fechter Flügel erschaffen, damit er überall in der Welt frei umherfliegen kann.

In Berlin wird niemand verhungern, so wie es in Norwegen dem Helden aus Knut Hamsuns Roman *Hunger* passierte. Berlin, die vertraute Stadt, ist mitfühlend mit den Armen, Fremden und Vertriebenen, sie wird sie satt machen, wie sie auch ihre kleinen Vögel satt macht, ihre Schwäne und Enten in den Seen und Flüssen. Es gibt in Berlin immer eine Hand, eine zarte Hand, die Brot ausstreut, und die hungrigen Vögel flattern herbei.

In einer Szene wie aus einem alten französischen Film verabschiedet sich ein siebzehnjähriger Mann mitten im Gedränge von seiner Frau am Hauptbahnhof. Der Zug, der Richtung Köln fährt, ist schon

eingefahren. Er küsst ihren zarten Mund. Er steigt ein, stellt seinen Koffer ins Wageninnere und steigt langsam wieder aus, gestützt auf seinen Stock, um der alten Frau noch einen zweiten Abschiedskuss auf den Mund zu geben. Während ich die beiden beobachtete, schossen mir Tränen in die Augen: Warum entstehen Grausamkeiten und Kriege in unseren Ländern, während die Liebe in Berlin so einfach, schön und zärtlich ist wie eine Sonne, die zum ersten Mal auf ein kaltes Land scheint?

In Berlin entwickelt sich die Liebe, ohne auf Sprachbarrieren zu achten. Niemand achtet darauf, wie schwierig es ist, das Wort „Entschuldigung“ zum ersten Mal auszusprechen. Die Liebe wächst hier am Ufer und am Rande des Lebens der Einwohner, so wie zwischen mir und meiner Tandempartnerin, der deutschen Schriftstellerin Annett Gröschner. Im Herzen der deutschen Hauptstadt schenkte mir Annett eine nach Lorbeer duftende „Aleppo-Seife“. Sie spürte in ihrem Herzen, das offen für Geflüchtete und Fremde ist, dass der Geruch dieser Seife und ihr Name mir viel bedeuten. Dieses kleine Stück Seife brachte mich in mein altes Leben nach Aleppo zurück, in die alten engen Gassen, die berührt für die Seifenherstellung sind und wo Seife an jeder Ecke verkauft wird.

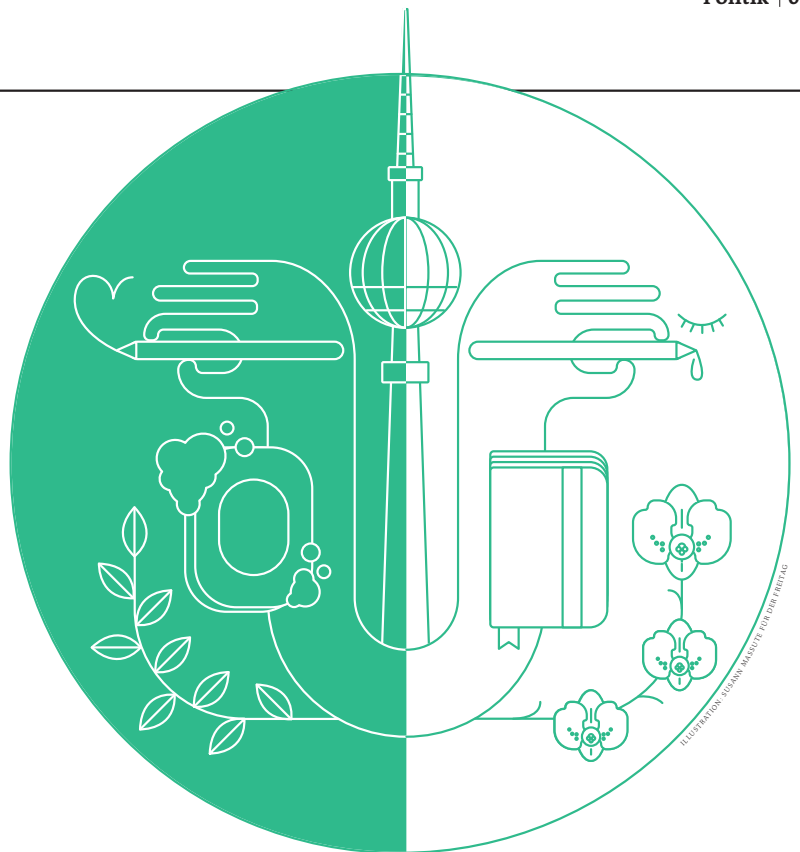
Woher wusste Annett, dass der Duft von Lorbeer in meinem Gedächtnis der Duft der Liebe ist, der Duft eines Mannes, den ich einst liebte und dessen Duft an meiner Haut für immer haften blieb?

Das bezaubernde Berlin ähnelt einer bunt verzierten Kiste, versteckt in der Truhe einer orientalischen Großmutter, sie überrascht mich mit Geschenken der Pandora, wenn ich sie öffne. Der Fremde kann auf Berliner Straßen verloren gehen, aber er wird einen Platz unter der Sonne finden. Berlin ist eine Stadt, die keine Identitäten oder Zugehörigkeiten sucht, ihre Identität ist farblos. Das ist es, was aus ihr eine so charmante und beliebte Stadt macht. Berlin akzeptiert nicht, dass es nur eine bestimmte Farbe für sich und seine Bewohner gibt. Es versucht, eine neue Identität aus den verschiedenen Identitäten zu bilden.

Ich verbringe in Berlin meine Zeit damit, Geschichten und Gedichte zu schreiben, ich wandere zwischen den Stationen hin und her, um neue Geschichten zu sammeln, als Ausgleich für die alten, zwischen Krieg und Flucht verloren gegangenen. Keine Hautfarbe, keine nationale Identität, keine religiöse Zugehörigkeit, nichts von alledem macht den Unterschied zwischen den Menschen aus, nur ihre Träume unterscheiden sie voneinander.

Ich stelle mir jetzt vor, ich wäre siebzig Jahre alt und säße am Spreuefer, um mich herum meine Enkelkinder, sie fütterten die Vögel, und ich erzählte ihnen, wie dieser Fluss den Verlauf der Geschichte ihrer schönen Großmutter verändert hat. Ich bin mir sicher, dass ich mit siebzig eine schöne Berlinerin sein werde. Ich werde ihnen auch erzählen, wie sich Berlin im Verlauf der Geschichten Tausender Vertriebenen in dieser Welt verändert hat. Ihre kleinen Geschichten könnten in einem Buch von Tausendundeiner Nacht erzählt werden.

Auf einer deutschen Webseite las ich das Zitat des großen Schriftstellers Jean Paul: „Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.“ Und so weiß ich jetzt, dass ich Berlin nie verlassen werde. Ich habe in dieser Stadt eine Heimat und ein Exil aus Erinnerungen. *Widad Nabi*



Die Stadt als Arche

Replik Auch wer in Berlin schon lange lebt, kann sein Zuhause verloren haben. Aber jetzt entsteht etwas Neues

In diesem Jahr lebe ich 35 Jahre in Berlin. Wenn ich durch die Schönhauser Allee gehe an einem heißen Sommertag, rieche ich manchmal noch die Erwartungen der aus der Provinz geflohenen jungen Frau, die sich an die olfaktorische Gegenwart der großen Stadt banden, den Geruch aus Lindenblüten und Wasser, das auf vertrocknete Straßen gesprüht wird, vermischt mit dem herberen von Einkleberkartoffeln, Außentolletten und toten Mäusen, versotteten Schornsteinen und Linsensuppe mit Speck, wenn man durch eine Toreinfahrt auf den Hinterhof wechselt. Die Kaputtheit der Stadt passte zu meinen zerstörten Kinderillusionen, da ließ sich etwas Neues aufbauen, und in den unrenovierten Räumen und auf den Friedhöfen waren die früheren Generationen ganz nah.

Die Berliner Friedhöfe sind Oasen der Stadt und tagsüber offene Orte der Stille. Angelegt vor den Toren der Stadt, wuchs die Stadt um sie herum. Einmal wohnten wir direkt an einem Friedhof, und die Kinder spielten auf den überwucherten Familiengräbern der Bötzows, Sieferters oder Endes, während wir Erwachsenen den Geschichten der Begrabenen nachgingen. Irgendwann wurde eine Ecke des lange geschlossenen Friedhofs freigegeben für die Beerdigung der Verrückten, Bohemiens und früh Verstorbenen meiner Generation, eine fröhliche Grünanlage mit viel Klimbim und versteckter Trauer.

In der letzten Woche habe ich feststellen müssen, dass der Friedhof um die Hälfte verkleinert wurde. Der Rest wurde privatisiert und einem neuen Haus mit Eigentumswohnungen zugeschliffen. Wo die unbekannt Toten der Straßenkämpfe im April 1945 begraben wurden, stehen jetzt Mülltonnen. Sollte ich hier begraben werden wollen, ich würde keinen Platz mehr finden. Vielleicht werde auch ich im Meer enden. Es gibt keine Gewissheiten, dass wir davonkommen werden. Vielleicht schotteten wir uns deshalb immer mehr ab, schauen weg, wenn einer um Hilfe ruft, äßen in der S-Bahn den Zeitungsverkäufer nach. Lassen Schiffe mit Geflüchteten nicht in unseren Häfen ankeren. Kriminalisieren Retterinnen und Retter. Seit es Schiffe auf Meeren gibt, war die Rettung Schiffbrüchiger kein Gnadenakt, sondern das, was wir Zivilisation nennen. Auch wenn ich das alles nicht will, bin ich Teil davon, solange es mir nicht gelingt, daran etwas zu ändern. Was hindert uns,

protestierend auf die Straße zu rennen, das Innenministerium zu besetzen, das Europaparlament zu belagern?

Die Geflüchteten des Sommers 2015 waren es, die mich wieder lebendig werden ließen, die mich aus meiner Lethargie holten. Ich hatte meine Wohnung verloren, die mir Behausung und Arbeitsort, Archiv und Gedächtnis war. Ich verlor sie nicht an Geflüchtete und Fremde, ich verlor sie an Leute, die aussahen wie ich, die sprachen wie ich und die Angst hatten wie ich. Aber sie hatten das Geld, um ihre Angst zu kompensieren. Und zugleich wuchs etwas Neues: Berlin ist zu einer Arche Noah geworden, nicht nur für die Geflüchteten aus Syrien oder Afghanistan, auch für Künstler und Intellektuelle aus Ungarn, Polen, Türkei, Kroatien, selbst aus Großbritannien – die mit dem neuen Nationalismus ihrer Länder nichts anfangen können oder ihre Arbeitsmöglichkeiten aus politischen Gründen verloren haben. Gemeinsam haben wir eine Chance, der Abschottung etwas entgegenzusetzen.

Ja, Entschuldigung ist ein schweres Wort. Aber es gibt für auch für eine Muttersprachlerin und studierte Germanistin wie mich Wortverbindungen im Deutschen, die mich sprachlos machen, die nicht über meine Lippen wollen. Worte, die mit Absicht etwas anderes vortäuschen, um das Grauenhafte, das sich dahinter verbirgt, für Außenstehende harmlos erscheinen zu lassen. In den letzten drei Wochen habe ich viele dieser Worte in mein Notizbuch geschrieben, Dokumente eines menschenverachtenden Zynismus zum Zwecke des Machtverlusts: Ankerzentrum, Asylwanderung, Asylwende, Flucht-tourismus, Transitzentrum und am schlimmsten, zynischen, menschenverachtendsten: „Zurückweisung auf Grund-lage der Fiktion einer Neichteinreise.“ Ich habe die gleiche Angst wie Du, Widad, dass auch Berlin die Geflüchteten internieren könnte, aus den Augen der Zurückbleibenden, die so verarmen, dass es mit finanzieller Unterstützung nicht aufzuwiegen sein wird. Ich habe Angst, dass Berlin mir abhandkommen könnte. Und schließlich auch sich selbst. *Annett Gröschner*

Widad Nabi und Annett Gröschner bilden ein Tandem im Projekt *Weiter Schreiben.jetzt – ein Portal für Literatur und Musik aus Krisengebieten*, auf dem Widad Nabis Text zuerst erscheint. Mehr auf: <https://weiterrschreiben.jetzt/>

„Ich habe große Angst, dass Berlin mir verloren gehen könnte wie Kobani und Aleppo“